

Gleiche Chancen ungleich genutzt? Erwerbsbiografische Handlungsmuster im ostdeutschen Transformationsprozeß

Schwarz, Anna; Valerius, Gabriele

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Schwarz, A., & Valerius, G. (1998). Gleiche Chancen ungleich genutzt? Erwerbsbiografische Handlungsmuster im ostdeutschen Transformationsprozeß. *BISS public*, 26(2), 23-35. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-33503>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Gleiche Chancen ungleich genutzt?

Erwerbsbiographische Handlungsmuster von Ingenieuren im ostdeutschen Transformationsprozeß

ANNA SCHWARZ/GABRIELE VALERIUS

Dieser und die nachfolgenden beiden Beiträge (Koch/Woderich; Krätke) sind bearbeitete Beiträge auf dem Workshop des Forums Zukunft Brandenburg „Einstellungen und Verhaltensorientierungen von Menschen in Transformationsstaaten am 17. März 1998 an der Europa-Universität Viadrina

0. Problemstellung

Die Transformationsprozesse in Ostdeutschland haben für die Sozialforschung den besonderen Reiz, daß hier quasi im Zeitraffertempo gesellschaftlicher Wandel beobachtet werden kann. Heute, im zehnten Jahr nach der politischen Wende in der DDR und der deutschen Wiedervereinigung, gilt der politische, ökonomische und soziale Institutionentransfer (die institutionale Angleichung der neuen an die alten Bundesländer) im wesentlichen als gelungen und abgeschlossen. Was allerdings offen und umstritten bleibt, ist die Frage nach der Akzeptanz, nach der perspektivischen Trag- und Entwicklungsfähigkeit dieser neuen gesellschaftlichen Strukturen durch die Menschen in Ostdeutschland selbst.

Die Veränderungen ökonomischer, politischer sowie sozialer Strukturen und auch von Einstellungsstrukturen sind in umfangreichen quantitativen Studien dicht und detailreich dokumentiert worden.¹ Forschungsdesiderate beziehen sich nun auf die subjektive Seite der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse, auf die Frage, wie denn die Menschen selbst in ihrem Alltagsleben mit den Chancen und Zumutungen der Systemtransformation umgehen.

Wie stark schlägt gesellschaftlicher Umbruch überhaupt auf die alltagsweltlichen Lebenspraxen und Sinnkonstruktionen durch? Wie werden objektiv meßbar soziale Statusveränderungen von den betroffenen Menschen selbst reflek-

1 Hierfür stehen exemplarisch die Veröffentlichungen der Kommission für die Erforschung des sozialen und politischen Wandels in den neuen Bundesländern (KSPW) u.a. die Bände von Hradil/Pankoke; Schenk u.a.

tiert und in den eigenen biographischen Entwurf eingebaut? Kommt es zu deutlichen Brüchen, Destabilisierungen, Erosionen, Sinnkrisen oder zu raschen Adaptionsleistungen ohne spürbare „Risiken und Nebenwirkungen“? Oder ist ein dramatischer Wandel von Handlungsrouninen vielleicht gar nicht in dem Maß erforderlich, wie vermutet? Das hätte freilich Konsequenzen für das theoretische Bild der alltagsweltlichen Prägungen durch das System der DDR-Gesellschaft.

Im vorliegenden Beitrag, der sich auf Ergebnisse eines Forschungsprojektes stützt, das von 1996 bis 1998 mit Mitteln der DFG am Frankfurter Institut für Transformationsstudien (FIT) bearbeitet wurde, wollen wir der Frage nachgehen, wie der objektive soziale Statuswandel in einer ausgewählten Berufsgruppe im Verlauf der Transformation sich in den erwerbsbiographischen Entwürfen und Deutungsmustern der Betroffenen niederschlägt.

Wie gehen die Menschen mit den durch die Transformationsprozesse hervorgerufenen Veränderungen ihrer beruflichen Einbindung auf der Ebene der subjektiven Deutung um? Welche Varianten und Veränderungen erwerbsbiographischer Entwürfe und Sinnkonstruktionen finden wir, welche Verarbeitungsstrategien beruflicher Diskontinuität werden sichtbar, wie also machen die Menschen selbst ihre alltägliche „Transformationsarbeit“ in dem zentralen Feld der Erwerbssicherung und beruflichen Selbstverwirklichung? Auf welche biographischen Anker konnte zurückgegriffen werden, welche latenten Sinnstrukturen werden (re-)aktiviert, um den äußeren strukturellen Wandel zu begreifen und zu gestalten? Welche Spuren oder Prägungen der alten Gesellschaft, der Ausgangsgesellschaft DDR sind dabei nachweisbar? Inwieweit wird auf systemübergreifende Handlungsrouninen und Leitbilder zurückgegriffen?

Für unsere Studie wählten wir eine Gruppe von Entwicklungsingenieuren aus, weil uns ihre berufliche Mobilität im Spannungsfeld von sozialen Aufstiegen und Abstiegen besonders interessierte, zumal sie in unserer Region als Innovationspotential für einen erhofften wirtschaftlichen Aufschwung angesehen werden.

Zu den sozialstrukturellen Umbrüchen im ostdeutschen Transformationsprozeß, gerade was das Segment der höherqualifizierten Erwerbspersonen betrifft, liegen durchaus unterschiedliche Forschungshypothesen und –ergebnisse vor. Einerseits wird auf der Basis von Lebensverlaufsstudien (u.a. Diewald/Solga) zwischen 1989 und ca. 1994 die (überraschende) relative Kontinuität sozialer und beruflicher Positionen gerade für größere Teile der sogenannten „Professionen“ und „Semiprofessionen“ (der Personen mit Hochschul- bzw. Fachschulabschluß) konstatiert, wobei allerdings eine leichte Überrepräsentanz des öffentlichen Sektors (Verwaltungen, Bildungsbereich u.ä.) gegen-

über dem industriellen Sektor in der Datenbasis selbst vorzuliegen scheint. Andererseits kommen andere Autoren (vgl. Hradil/Pankoke) auf der Basis der Daten des sozioökonomischen Panels zu der Einschätzung, daß gerade diejenigen Gruppen der früheren DDR-Erwerbsbevölkerung mit den höchsten Bildungsabschlüssen zwischen 1990 und 1994 die gravierendsten sozialen Abstiegsprozesse durchlaufen haben (während dies in Westdeutschland im selben Zeitraum eher die Realschüler, und auch diese auf einem deutlich niedrigeren Niveau betraf). Diese ostdeutschen Abstiegsprozesse müssen also mit der Transformationsdynamik selbst zu tun haben. Eher selten scheint nach diesen letztgenannten Daten in Ostdeutschland der Wiedereinstieg von Erwerbslosen in den ersten Arbeitsmarkt zu gelingen. Auch mehrfache Qualifikationen und Umschulungen verbessern diese Chancen nicht signifikant; ein beruflicher Wechsel – die vielgeforderte Flexibilität zur Sicherung von Erwerbschancen – wird vielfach mit Dequalifikation bzw. sozialem Abstieg bezahlt.

Vor dem Hintergrund und in Kenntnis dieser allgemeinen Forschungsergebnisse haben wir uns im Rahmen eines von der DFG geförderten Forschungsprojektes am FIT den folgenden Fragen zugewandt:

- Wie sehen nun konkret die Erwerbschancen und Mobilitätspfade für höherqualifizierte Personen mit ingenieur-technischem Profil im Land Brandenburg aus, in einem Land, das zwischen 1990 und 1996 ca. 70 Prozent der früheren industriellen Arbeitsplätze verloren hat und eine fast ebenso hohe Reduzierung der Forschungs- und Entwicklungskapazitäten aufweist. Wie steht es also um die tatsächliche Nutzung dieser – für das rohstoffarme Land Brandenburg so wichtigen – Ressource des Humankapitals?
- Wie reagieren die betroffenen Menschen selbst auf den massenhaften Zwang zur erwerbsbiografischen Neuorientierung, wie verarbeiten sie ihn, welche Handlungsstrategien entwickeln sie?

Zur Beantwortung der Fragen haben wir den Raum Frankfurt (Oder) als ehemaligen Standort der Mikroelektronik ausgewählt, speziell das ehemalige Halbleiterwerk Frankfurt (Oder), das Ende 1989 im Kernbetrieb noch über 8.100 Personen beschäftigt hatte. Zwei gravierende Entlassungswellen im Kontext der Restrukturierung des Unternehmens führten zu einem dramatischen Abbau an Arbeitsplätzen, ohne daß in der Stadt oder in der näheren Umgebung in vergleichbarem Umfang neue Arbeitsplätze entstanden sind. Auf einen Schlag wurde 3.320 Personen zum 30.6.91 und 1.810 Personen zum 31.12.91 gekündigt – bei einer Gesamteinwohnerzahl der Stadt Frankfurt von damals noch ca. 88.000 Einwohnern, heute allerdings nur noch 77.000 Einwohnern. Zur Jahresmitte 1996 hatte die Nachfolgeeinrichtung, die SMI GmbH, noch etwa 350 Mitarbeiter, mit der erneuten Umstrukturierung des Unterneh-

mens im Jahr 1997 verringerte sich diese Zahl auf 120. Das spricht für das Ausmaß der erforderlichen beruflichen Neuorientierung für die Betroffenen, aber auch die scheinbar Nichtbetroffenen.

Innerhalb des Halbleiterwerkes konzentrierten wir uns in unserer Verbleibs- und Mobilitätsstudie auf das Direktorat für Forschung und Technologie (Kurzbezeichnung „E“, was für „Entwicklung“ steht), in dem ca. ein Drittel aller zur Wendezeit im HFO beschäftigten Ingenieure tätig war. Von den zur Jahreswende 1989/90 insgesamt ca. 1.100 Beschäftigten des E-Direktorates wiesen 614 Personen eine Hoch- oder Fachschulqualifikation auf. Neben Ingenieuren, die natürlich den Hauptanteil der Beschäftigten in dieser Qualifikationsgruppe bildeten, waren im Direktorat Ökonomen, Arbeitswissenschaftler, Dolmetscher, Arbeitspsychologen und Bibliothekare tätig (ca. 50 Beschäftigte).

Für 545 Personen mit Hoch- und Fachschulabschluß, das sind 88,8% der von uns ausgewählten Gesamtheit, konnten wir den beruflichen Verbleib sieben Jahre nach der Wende ermitteln.

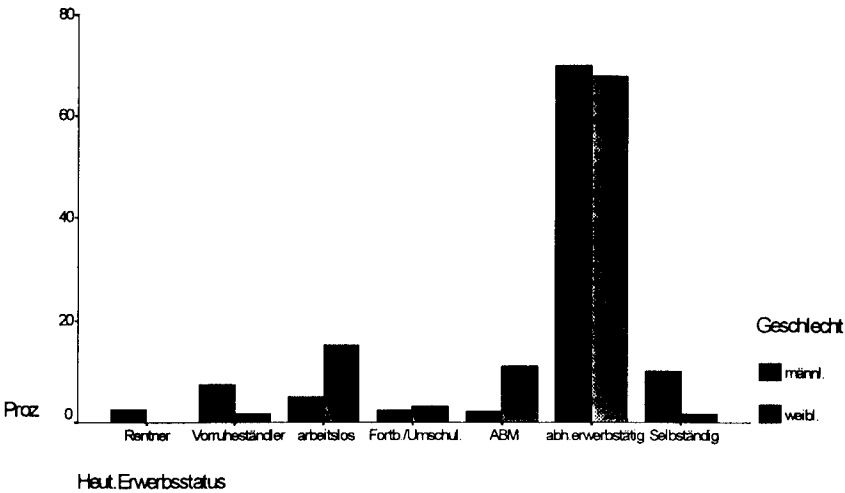
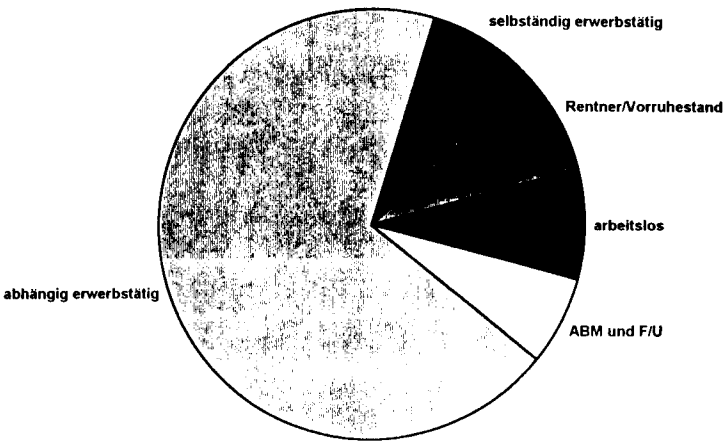
Einige Ergebnisse der Verbleibsstudie seien im folgenden skizziert.

1. Die Mobilitätspfade der Frankfurter Ingenieure

Die *regionale Mobilität* der Ingenieure des E-Direktorates belief sich auf fast 13 Prozent. Dies waren überwiegend Wegzüge aus Frankfurt in die alten Bundesländer, in Einzelfällen nach Übersee und in wenigen Fällen auch ein Wechsel in andere neue Bundesländer. Soweit wir erfahren haben, sind gerade diese Personen, die sich für eine regionale Mobilität entschieden haben, überwiegend wieder in ihrem Beruf tätig. Hingegen blieben über 87 Prozent der Ingenieure in der Region, in einigen uns bekannten Fällen trotz vorliegender Arbeitsangebote in den alten Bundesländern. Hier scheint eine – für uns überraschend – hohe Bindung an die Region oder/und die Familie (im weiteren Sinne als die Kernfamilie) vorzuliegen, der wir noch weiter nachgehen möchten.

Für die in der Region verbliebenen Forschungs- und Entwicklungsingenieure zeigte sich in der Tat *eine überdurchschnittlich hohe Ankunftsrate im Feld der Erwerbstätigen* überhaupt (rund 77 Prozent), gegenüber nur knapp 23 Prozent nunmehr Nichterwerbstätigen.

Ankunftsbereiche der ehemaligen Entwicklungsingenieure im Sommer 1996
(Angaben in Prozent)



Unter letzteren befanden sich sogar nur 8 Prozent Arbeitslose (neben 8 Prozent Vorruheständlern bzw. Rentnern und 7 Prozent Personen in ABM oder Umschulungen); während die Arbeitslosenquote in der Region Frankfurt fast die 20-Prozent-Marke erreicht hatte. Den Entwicklungsingenieuren war es also

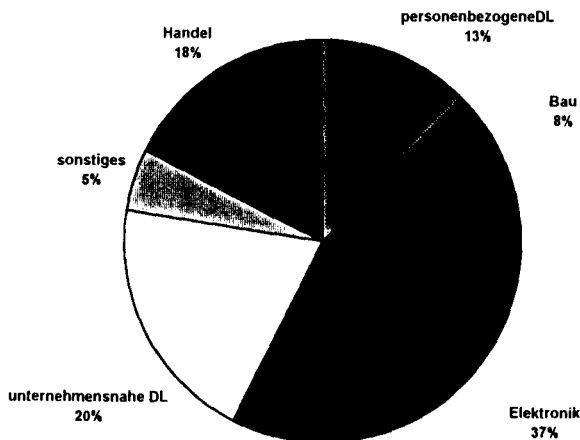
mehrheitlich und überdurchschnittlich gut gelungen, sich im Erwerbsleben zu positionieren.

Dabei gibt es jedoch deutliche Unterschiede nach Alter und Geschlecht. Frauen, die in der Ingenieurgruppe einen Anteil von 27 Prozent ausmachten, sind nicht nur stärker von der unmittelbaren Arbeitslosigkeit betroffen, sondern waren im Jahr 1996 auch eher im zweiten Arbeitsmarkt in befristeten Arbeitsverhältnissen anzutreffen.

Ältere Beschäftigte, die bis zum Jahresende 1993 die Möglichkeit hatten, durch die Vorruhestandsregelung die drohende Erwerbslosigkeit zu kompensieren, haben diese Option in der Regel auch genutzt. In den Geburtsjahrgängen ab 1938 zeigte sich bis zum Jahr 1996 nach unseren Befunden ein Zusammenhang zwischen Lebensalter und Erwerbsstatus insofern, als jüngere Personen am geringsten von Arbeitslosigkeit betroffen sind.

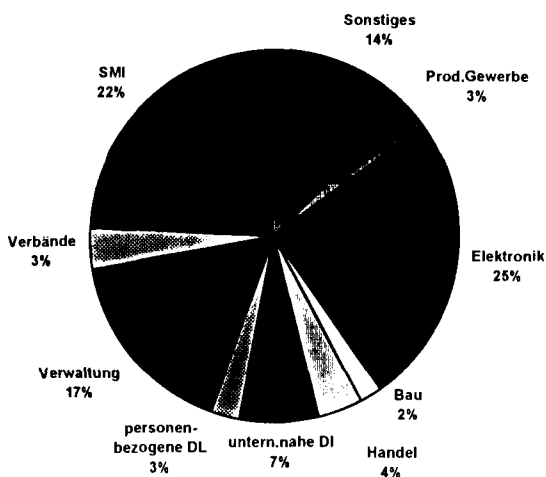
Nur 15,7 Prozent der Ingenieure konnten allerdings im ursprünglichen Werk bzw. dessen Nachfolger SMI tätig bleiben; für alle anderen war so oder so eine berufliche oder/und institutionelle Mobilität und Flexibilität nachweisbar. Immerhin weitere 22,4 Prozent fanden eine abhängige Beschäftigung in der Elektronikbranche der Region, oftmals in Ausgründungen aus dem Ursprungswerk.

Tätigkeitsbereiche der selbständig erwerbstätigen Ingenieure



Selbständig gemacht hatten sich fast 8 Prozent der Ingenieure, und dabei mehrheitlich (zu 37 Prozent) in der Elektronikbranche und in unternehmensnahen Dienstleistungen (weitere 20 Prozent). Aber auch der Einstieg in *abhängige Beschäftigungen in artfremden Bereichen* gelang den Entwicklungsingenieuren relativ häufig, nämlich zu 11,5 Prozent in den kommunalen Einrichtungen und Verwaltungen und zu 6 Prozent in neu entstandenen Institutionen wie den Krankenkassen u.ä.

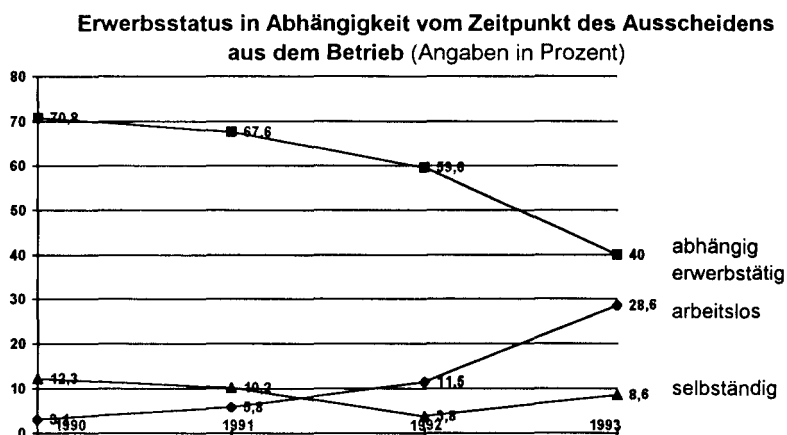
Tätigkeitsbereiche der abhängig erwerbstätigen Ingenieure



Hierfür war offenbar die relativ große Aufnahmefähigkeit dieser neu gebildeten kommunalen und Verwaltungsbereiche gerade kurz nach der Wende in Frankfurt ausschlaggebend, die mit neuem Personal – häufiger als etwa in Städten wie Potsdam oder Ostberlin mit endogenem Personal aus der Region selbst – besetzt wurden. In diesem Kontext spielt auch die geringe Nähe der meisten Ingenieure zum politischen System der DDR eine Rolle, was den schnellen Wechsel und die Akzeptanz in solchen Positionen erleichterte.

Vergleicht man die Ankunftstätigkeitsbereiche der selbständig und abhängig erwerbstätigen Ingenieure, so dominiert in beiden Fällen die Elektronikbranche (siehe obenstehende Kreisdiagramme).

Die relativ guten Mobilitätschancen nahmen allerdings von Jahr zu Jahr ab und sicherten nur den rasch entschlossenen Wechslern in den Jahren bis spätestens 1992 neue Erwerbsmöglichkeiten. Die heute wieder abhängig Beschäftigten waren zu fast 71 Prozent bereits 1990 aus dem HFO ausgeschieden; schon bei 1993 Ausgeschiedenen sinkt diese Rate (der heute Erwerbstätigen) auf unter 40 Prozent, und parallel dazu steigt die Kurve der arbeitslosen Entwicklungsingenieure ebenfalls in Abhängigkeit vom Zeitpunkt des Ausscheidens aus dem HFO deutlich an (von 3 Prozent 1990 bis auf fast 29 Prozent der erst 1993 ausgeschiedenen; siehe nachstehendes Diagramm).



In diesem Befund ergeben sich weitgehende Parallelen zu den für die neuen Bundesländer generell gültigen Tendenzen und insofern keine Überraschungen.

Mit über 20 selbständig und 165 abhängig in der Elektronik Beschäftigten sind also über 50 Prozent der früheren Entwicklungsingenieure des E-Direktorates ihrem Beruf treu geblieben, wenn auch mehrheitlich in neuen Betriebsformen. Rund 41 Prozent der Erwerbstätigen hingegen haben im Interesse der Sicherung einer Erwerbschance den Beruf und das Tätigkeitsfeld gewechselt. Für 115 Personen schließlich (knapp 23 Prozent) erfolgte eine dauerhafte oder längerfristige Aussteuerung aus dem Erwerbsleben (überproportional häufig ältere und weibliche Ingenieure), mit gar keinen bzw. deutlich schlechter werdenden Chancen für eine Rückkehr in den ersten Arbeitsmarkt. Auf einer generellen Dimension ließe sich feststellen, daß seit 1990 rund 84 Prozent unserer Untersuchungsgruppe berufliche oder/und institutionelle Mobilität erlebt bzw.

vollzogen haben; nur 79 Personen (knapp 16 Prozent) konnten bis zum Sommer 1996, dem Zeitpunkt unserer Verbleibsstudie, im selben Betrieb verbleiben, aber selbst sie haben teilweise andere Tätigkeitsmerkmale erhalten. Bei relativ guten, überproportional hohen Erwerbschancen überhaupt zeigt der detaillierte Blick jedenfalls in unserem Untersuchungsfeld sehr viel weniger berufliche Kontinuität als oftmals für Höherqualifizierte angenommen.

2. Erwerbsbiographische Bewältigung von Diskontinuität

Wie aber steht es um die subjektive Seite dieser Mobilitätsprozesse? Wie sind die Menschen in ihrem Alltagsleben mit den Chancen und Zumutungen der Veränderungen umgegangen?

Um diesen Fragen nachzugehen haben wir – ungeachtet der Verteilungen in der gesamten Gruppe – drei Ankunftsgebiete der Entwicklungsingenieure ausgewählt, die alle für einen deutlichen Wechsel in unterschiedliche Richtungen und damit für Umbrüche in den Erwerbsbiographien stehen.

Mit *Selbständigen*, *Berufswechslern* und *Erwerbslosen* haben wir ausführliche erwerbsbiographische Interviews (insgesamt 24 Gespräche) geführt, um herauszufinden, wie die Menschen die Übergänge bewältigt haben, wie sie selbst ihre neue soziale Position und die Phase der Diskontinuität wahrnehmen, an welche biographischen Ressourcen sie anknüpfen konnten. Zeigen sich dabei je nach Ankunftsgebiet deutlich übereinstimmende, also etwa typische Muster (z.B. Selbststeuerung bei den Unternehmensgründern versus Hinnahme und Fremdsteuerung bei den Arbeitslosen) oder eher querliegende, übergreifende Wahrnehmungs-, Deutungs- und Handlungsmuster unabhängig vom heutigen Erwerbsstatus?

Hier seien vor allem einige Belege für die Stützung letzterer Hypothese, der Virulenz querliegender, statusübergreifender Muster vorgestellt. Damit soll zugleich unsere Gegenposition gegen bestimmte fatalistische und kollektivistische Hypothesen zur sozialen Transformation verdeutlicht werden.

Natürlich waren wir uns darüber im Klaren, daß die radikal umbrechenden äußeren Verhältnisse wie auch die Restrukturierung des Unternehmens zu Veränderungen in den Erwerbsbiographien zwangen und ein Muster des „Verwirklichens langgehegter Veränderungswünsche“ wohl eher die Ausnahme sein würde. Dennoch fanden wir überraschend deutliche Selbststeuerungspotentiale der Ingenieure, die zum Teil bereits in früheren biographischen Phasen entstanden und gezeigt worden waren, und zwar in allen drei heutigen Ankunftsgebieten. Dies widerspricht manchen theoretischen Annahmen von der mangelnden Individualisierung und Selbststeuerungsfähigkeit der Ostdeutschen,

quasi als allgemeingültige, kaum hintergehbare Hypothek der Sozialisation im Staatssozialismus.

Selbststeuerung baut sehr häufig auf der Kompetenz auf, im bisherigen Arbeitsbereich eigene Projekte zu gestalten, Arbeitskontakte eigenverantwortlich zu knüpfen und Probleme eigenständig zu lösen. Dieses Muster drückte sich in Wendungen aus wie *„Die, die früher gepowert haben, die powern heute wieder!“* oder *„Die, die es früher geschafft haben, die schaffen es auch heute.“* Auffallend war eine stark ausgedrückte Identität mit der beruflichen Aufgabe, dem Erfinden, Konstruieren und auch dem „Basteln“. In diesem Kontext wurden Mängel im betrieblichen Abläufen und namentlich der Versorgung (*„Gab ja früher nischt zu koofen, während heute gibt's ja alles zu koofen.“*) in Herausforderung an eigene Fähigkeiten umdefiniert (*„Ich hatte ja schon Ideen, die eine oder andere Sache, die ich nun gesehen hatte, wie es im Westen gemacht wurde, und gedacht naja mein Gott mach dis doch besser...“*).

Bei den heute *Selbständigen* entdeckten wir nicht nur nachweislich starke, handlungsrelevante Selbstverwirklichungskonzepte (die bereits früher latent waren, nun aber zur vollen Entfaltung gelangen und oft an einer selbstbewußten, qualifikatorisch orientierten Kompetenzeinschätzung anknüpfen: z.B. *„Wer was kann, bleibt nicht im Dreck liegen“*; *„Hier bist Du, nun mach was daraus“*), sondern auch partiell resignative Muster einer „Selbständigkeit wider Willen“, in die man eher gezwungenermaßen gegangen ist. Wichtig war jedoch unseres Erachtens, daß die Chance zum Schritt in die Selbständigkeit gesucht und wahrgenommen wurde. Einigen Unternehmensgründern (die heute eher im Anwendungs- bzw. Vermarktungsbereich tätig sind) bereitet mitunter das Heraustreten, das Ausfüllen der scheinbar herausgehobenen neuen sozialen Rolle wie auch die Bewältigung der Unsicherheit als zivilisatorische Schlüsselqualifikation (Beck) durchaus (noch?) einige Mühe. Zugleich wird der Verlust der früheren sozialen Einbettung in die betriebliche Gemeinschaft deutlich wahrgenommen.

Die höchste Identifikation mit dem neuen Sozialstatus als Unternehmer fanden wir bei auffällig kreativen Erfindern (meist langjährige Chipdesigner).

Selbst im Feld der *Erwerbslosen* stießen wir nicht nur auf das Muster der resignativen Hinnahme (auch das war freilich vorhanden), sondern neben den intensiven Bemühungen zur Rückkehr in die Erwerbstätigkeit auch auf kreative und durchaus handlungsrelevante Ansätze einer Sinnggebung jenseits der traditionellen Erwerbsarbeit, so in ehrenamtlicher Tätigkeit, teilweise unter Anknüpfung an frühere Hobbys. Diese wurden sehr bewußt aktiviert, um Sinnverluste zu kompensieren (*„Man muß sehen, daß man nicht so auf'n Tiefpunkt runterkraucht.“*).

Sehr häufig begegneten uns *Berufswechsler* mit der deutlichen Ambition, auf jeden Fall ein traditionell abgesichertes, abhängiges Beschäftigungsverhältnis finden zu wollen („was Festes ist doch besser“, „Sehen, daß man unterkommt“), wobei der Tätigkeitsbereich und die konkrete Arbeitsaufgabe oft einer gewissen Beliebigkeit unterliegen. Dieses Muster, das auf der prioritären Orientierung an Erwerbsarbeit als Lebensmittelpunkt basiert, verbindet sich oft mit bereits früher gezeigten Verhaltensweisen der pragmatischen Hinnahme „zweitbesten Lösungen“, die dann aber selbst ausgestaltet wurden. Mitunter werden dabei trotz einer objektiven, fachlichen Anspruchsreduzierung der Tätigkeitseinhalte subjektive hierarchische Aufstiegswahrnehmungen signalisiert, werden gewissermaßen kleine, neuartige Karrieren selbst in subalternen Tätigkeiten (z.B. im Verwaltungsbereich) inszeniert. Das knüpft direkt an die früher praktizierte Ausgestaltung des betrieblichen Handlungsfeldes an.

Der den Ostdeutschen so häufig zugeschriebene Pragmatismus als Handlungsmuster, das Arrangement mit den Umständen kann natürlich als gewisse Hinnahmefähigkeit interpretiert werden. Es steht jedoch in diesem Feld nicht für pauschales Stillhalten oder völlige Passivität, denn es hat gleichzeitig auch sehr viel Engagement gegeben. Engagement, das sich durchaus nicht auf das Herstellen und den Ausbau von Freizeitnetzwerken beschränkte, sondern sich als Engagement in der Arbeit, für Projekte oder für die Abteilung zeigte. Etwas Sinnvolles zu tun, dadurch Anerkennung und Bestätigung zu erfahren, machte für viele unserer Gesprächspartner einen wichtigen Teil des Sinngehalts in ihrer Arbeit aus.

Als wichtig und sinnvoll wurde auch das sozialintegrative Moment der Erwerbsarbeit hervorgehoben, das sich in der besonderen Wertschätzung des Arbeitskollektivs äußerte. Die Abwesenheit von Konkurrenz der Beschäftigten untereinander, die Sicherheit des Arbeitsplatzes, aber auch der fehlende Leistungsdruck und ein „weiches“ Zeitregime in der Arbeit bildeten die Voraussetzung dafür, daß sich ein lockeres, ungezwungenes Klima entwickeln konnte, in dem bedenkenlos Fachinformationen weitergegeben wurden und in dem man sich gegenseitig half. Diese Atmosphäre war auch über die Arbeit hinaus für viele Arbeitsgemeinschaften prägend. (Demgegenüber werden heute oft Konkurrenz der Kollegen untereinander, das Bewahren von fachlichen Tricks und exklusivem Wissen im Interesse einer besonderen Stellung im Team beklagt.)

In unserer Studie haben wir unterschiedliche Typen der Bewältigung des erwerbsbiographischen Umbruchs rekonstruiert. Sie unterschieden sich weniger nach dem Ausmaß der Aktivität in der Wende und der Entscheidungskompetenz – hier müßte man eher von der Bewegung bzw. Abbildung auf einem Kon-

tinuum sprechen, das zwischen den Polen der totalen Selbststeuerung einerseits und der völligen Fremdbestimmung andererseits zu begreifen wäre – als vielmehr durch die unterschiedliche Bedeutung, die die Arbeit für sie hatte.

Beim dominierend wertrationalen orientierten Typus stehen nicht nur sichtbare Ergebnisse, abgeschlossene Projekte sondern zugleich deren Nutzen für andere im Vordergrund eigener Bemühungen. Arbeit wird kaum danach bewertet, ob sie für sich selbst persönlichen Nutzen durch Geld oder Status erbringt. Bedeutsam sind dagegen der Wissenszuwachs in der Arbeit und auch der sozialintegrative Charakter der Arbeit sowie die Einbindung in die Gemeinschaft. Teilweise wurde durch das Eröffnen zusätzlicher Handlungsfelder im Betrieb aber neben der Erwerbsarbeit (Theatergruppen, Sportgemeinschaften) im engeren Sinne die Bedeutung des Betriebs als Handlungsfeld noch gestärkt. In den Fällen, da die wertrationale Orientierung aufgrund des Tätigkeitswechsels heute keine Anschlüsse in der Erwerbsarbeit findet, bleibt die berufliche Restrukturierung fragil, stehen bei nicht gelingender Rückkehr in den alten Beruf Frustration oder Resignation zu befürchten.

In einigen Fällen konnte durch die Erweiterung des Handlungsspielraums außerhalb der Arbeit ein gewisser Sinnverlust in der Biographie, der durch Arbeitslosigkeit oder ein deutlich abgesenktes Anforderungsniveau im Zusammenhang mit dem Tätigkeitswechsel entstanden war, kompensiert werden (die kompensatorische kontextemodifizierende Spielart des wertrationalen Typus). Dabei knüpften die Ingenieure in der Regel an schon bestehende Beziehungen und Tätigkeitsfelder an. Waren die Betroffenen bislang in solche Handlungskontexte oder Beziehungsgeflechte nicht eingebunden, ist ein aktives Erschließen zusätzlicher Handlungsfelder eher schwierig. Angesichts der starken Orientierung der Gesellschaft wie der einzelnen auf Erwerbsarbeit überhaupt und der ungeklärten Anerkennung freiwilligen Engagements scheint es jedoch fraglich, ob dieser Perspektivenwechsel eine dauerhafte Stabilisierung von Biographien leisten kann.

Eine dominant zweckrationale Orientierung in der Erwerbstätigkeit, die wir ebenfalls als Typus fanden, wobei Erwerbsarbeit sehr stark zur Sicherung des persönlichen bzw. familiären Handlungsrahmens durch Einkommen, Beziehungs- und Tauschnetzwerke dient, geht oft mit der Akzeptanz pragmatischer Lösungen einher, wohingegen inhaltliche Intentionen in der Ingenieurarbeit weniger entwickelt wurden. Eine solche pragmatische Haltung und das relativ geringe Sozialprestige der Ingenieursberufs in der DDR kann die heute erforderliche, neuartige berufliche Flexibilität und Mobilität erleichtern. Die berufliche Umstrukturierung wurde in diesen Fällen eher akzeptiert, Brüche im Anforderungsniveau der Erwerbsarbeit wurden entdramatisiert. Das Deutungsmuster

„sehen, daß man unterkommt“ steht für eine Sicherung von äußeren Lebenszusammenhängen, so durch die Sicherung des Normalarbeitsverhältnisses unter den Bedingungen regionaler Stabilität.

Soweit unsere Befunde bis zum Zeitpunkt 1996/1997. Inwieweit sie eine Übergangsphase oder die Endphase der subjektiven Verarbeitung erwerbsbiographischer Kontinuität in der Transformation darstellen, mögen wir noch nicht entscheiden.²

Literatur:

- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main, Suhrkamp.
- Diewald, M./Solga, H. (1996): Ordnung im Umbruch? Strukturwandel, berufliche Mobilität und Stabilität im Transformationsprozeß. In: Clausen, L. (Hrsg.): Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale 1995, Frankfurt am Main/New York.
- Drexel, I./Giesmann, B. (1997): Berufsgruppen im Transformationsprozeß. Ostdeutschlands Ingenieure, Meister, Techniker und Ökonomen zwischen Gestern und Übermorgen. Frankfurt am Main/New York.
- Hradil, St./Pankoke, E. (Hrsg.) (1997): Aufstieg für alle? Opladen, Leske + Budrich.
- Mutz, G. u.a. (1995): Diskontinuierliche Erwerbsverläufe. Opladen, Leske + Budrich.
- Sennett, R. (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Berlin, Berlin Verlag.

2 Wir wollen an dieser Stelle auf die anregenden Befunde von Richard Sennett verweisen, der eine langfristige, stabile erwerbsbiographische Orientierung in der Moderne infrage stellt.